

Andreas Beelmann

Evaluation und Qualitätssicherung: Entwicklungen in der Gewaltprävention

1. Ausgangspunkt: Antigewalt-Kommission zu Beginn der 1990er Jahre

Eine kurze Abhandlung zur Geschichte der Evaluation und Qualitätssicherung im Bereich der Gewaltprävention orientiert sich sinnvollerweise an den 1990er veröffentlichten Berichten der Antigewaltkommission der Bundesregierung als Ausgangspunkt der Darstellung (vgl. Schwind, Baumann u.a., 1990). Die Autorengruppe um den Kriminologen Hans-Dieter Schwind hatten damals im Rahmen einer umfassenden Bestandsaufnahme zu Ursachen, Prävention und Kontrolle von Gewalt mindestens zwei zentrale Schlussfolgerungen im Hinblick auf die bestehende Forschung gezogen. Zum einen wurde ein gravierendes Forschungsdefizit hinsichtlich der Ursachen unterschiedlicher Gewaltformen konstatiert, das sowohl die wissenschaftliche Erklärung von Gewaltphänomenen als auch die Planung von Präventivmaßnahmen erschweren. Es wurde zweitens auf ein gravierendes Präventionsdefizit hingewiesen, das sich in der mangelnden Orientierung des Rechtswesens und staatlicher Institutionen am Präventionsgedanken sowie im weitgehenden Fehlen von systematischer Forschung über die Wirkung von Präventionsmaßnahmen äußerte. Die im Folgenden dargestellten Entwicklungslinien orientieren sich an dieser Bestandsaufnahme und zeigen, dass die Forschungen der letzten 25 Jahre eine erhebliche Veränderung des Kenntnisstandes zur Folge hatte.

2. Entwicklungslinien entwicklungsorientierter Präventionsprogramme

Will man Entwicklungslinien in der Gewaltprävention aufzeigen, ist es zunächst sinnvoll, den Gegenstand seiner Betrachtungen zu spezifizieren. Die Forschung zu Gewalt hat unterschiedliche Präventionsan-

sätze hervorgebracht, deren Entwicklung unterschiedlich dynamisch verlaufen ist. Die vorliegende Darstellung beschränkt sich auf den Bereich der psychosozialen und pädagogischen Maßnahmen, die sich unter dem Begriff der entwicklungsorientierten Prävention zusammenfassen lassen (Beelmann, 2014). Dagegen sollen sozialpolitische, gesetzgeberische oder polizeiliche Maßnahmen und Maßnahmen der situativen Kriminalprävention ausgeklammert werden. Zwar hat es in diesen Präventionsbereichen auch Weiterentwicklungen und systematische Evaluationen gegeben (vgl. Welsh & Farrington, 2012). Die Fortschritte reichen jedoch nicht an die dynamischen Innovationen heran, die im Bereich der entwicklungsorientierten Prävention festzustellen sind. Von entwicklungsorientierter Prävention wird in diesem Zusammenhang gesprochen, wenn die Interventionskonzepte auf ontogenetischen Ursachenmodellen oder zumindest entwicklungsorientierten Erkenntnissen beruhen und auf Basis dieser Modelle versucht wird, Risiken einer dissozialen Verhaltensentwicklung abzuschwächen oder Kompetenzen zu stärken, die sich für die Vermeidung von Aggression und Gewalt als günstig erwiesen haben.

Handlungsleitend für entwicklungsorientierte Prävention ist somit erstens die Annahme, dass dissoziale Verhaltensprobleme (zumindest bei gravierenden Formen) durch einen fortschreitend negativen Entwicklungsprozess gekennzeichnet sind und somit Vorläuferprobleme oder jedenfalls definierte Entwicklungsrisiken existieren, die relativ gut bekannt sind, sowie zweitens, dass Präventionsprogramme entsprechend frühzeitig im Entwicklungsverlauf einsetzen und auf Basis entwicklungsbezogenen Modelle der Dissozialität konstruiert werden sollten.

Entwicklungslinie 1: Entwicklungspsychologie / Entwicklungspsychopathologie als Grundlage der Entwicklung von Präventionskonzepten (Entwicklungsorientierte Prävention)

Ausgangspunkt eines entwicklungsbezogenen Präventionsverständnisses waren Ergebnisse großer Längsschnittstudien, die charakteristische Risikofaktoren und Entwicklungsverläufe für dissoziale Karrieren he-

rausarbeiten konnten (vgl. zusammenfassend Beelmann & Raabe, 2007). Forschungen zu Risikofaktoren und Risikoprozessen, aber auch zu Schutzfaktoren und umfassenden Entwicklungsmodellen zur Erklärung von Aggression und Gewalt haben unseren Kenntnisstand über relevante Entstehungsbedingungen in den letzten 25 Jahren deutlich erweitert. Dementsprechend hat die entwicklungsbezogene und entwicklungspsychopathologische Ursachenforschung entscheidend zur Verbreitung und Popularisierung des Präventionsgedankens in der Gewaltprävention beitragen.

Entwicklungslinie 2: Ausdifferenzierung unterschiedlicher Präventionsansätze von der frühen Kindheit bis ins Erwachsenenalter

Entsprechend der unterschiedlichen biologischen, psychologischen und sozialen Risikofaktoren und den darauf basierenden Entwicklungsmodellen von Aggression und Gewalt wurden zum Teil sehr diverse Maßnahmen und Präventionsprogramme vorgeschlagen und angewandt. Umfangreiche Entwicklungsarbeiten wurden im Bereich der sozialen Trainingsprogramme, der Elternarbeit und der frühen Familienhilfen geleistet. Aber auch schulorientierte und kommunale Präventionsarbeit wurde konzeptionell und praktisch umgesetzt. Heute existiert eine Reihe von ausgearbeiteten manualisierten Präventionsmaßnahmen, die zu unterschiedlichen Entwicklungszeitpunkten (Vorschulalter, Jugendalter), an unterschiedlichen Personengruppen (Kindern, Eltern, Lehrkräfte) und in unterschiedlichen Settings (Kitas, Schule, Gemeinde) ansetzen. Zahlreiche internationale Präventionsprogramme wurden ins Deutsche übersetzt, teilweise adaptiert und in Bildungseinrichtungen eingesetzt.

Entwicklungslinie 3: Starke Intensivierung der Evaluationsforschung (international und national)

Mit der Entwicklung unterschiedlicher Präventionsprogramme entwickelte sich die begleitende Evaluation der Maßnahmen in den letzten

25 Jahren zu einem ausgesprochen dynamischen Forschungsfeld. Die Ergebnisse dieser Anstrengungen sind heute in zahlreichen Meta-Analysen dokumentiert, die einen recht umfassenden Überblick zum Stand der Präventionsforschung in diesem Feld geben. An anderer Stelle haben wir diese Arbeiten zusammenfassend diskutiert (Beelmann & Raabe, 2009). Insgesamt kann man nach diesen Arbeiten von kleinen bis mittleren Effekten durch Präventionsprogramme in einer Größenordnung sprechen, die einer 10 bis 30prozentigen Verbesserung (gemessen an der Verringerung von Risikofaktoren oder der Förderung von Kompetenzen) über alle Studien, Programme, Zielgruppen und Erfolgskriterien entsprechen. Allerdings zeigte sich – auch im Vergleich zu anderen Präventionsfeldern – eine beträchtliche Variabilität der Effekte, was die Validität allgemeiner Wirksamkeitsaussagen bedeutsam einschränkt. Es war daher nötig, die Befunde weiter zu differenzieren. Folgende Aspekte erwiesen sich als bedeutsam (vgl. auch Beelmann & Hercher, 2015; Lösel, 2012):

- Die Effekte von Prävention (wie auch anderer Interventionen) differenzieren sich vor allem im Hinblick auf die zugrunde liegende Erfolgsmessung. Diese Unterschiede zwischen verschiedenen Erfolgskriterien sind beträchtlich, wie Meta-Analysen zeigen. Aus diesem Grund ist es wenig sinnvoll, über die Wirksamkeit bestimmter Maßnahmen im Allgemeinen zu sprechen, sondern vielmehr über die Wirksamkeit im Hinblick auf konkrete Erfolgsmaße und Ziele. Allgemein fallen die Wirkungen im Hinblick auf proximale Kriterien der Programme (z.B. soziale Problemlösefertigkeiten bei Sozialtrainings) in der Regel höher aus, als im Hinblick auf distale, längerfristige Entwicklungen widerspiegelnde Kriterien (z.B. durch Dritte beurteilte Verhaltensprobleme, Kriminalitätsbelastung). Dies soll proximale Effekte jedoch nicht abwerten, denn sie schaffen häufig die Voraussetzungen für die Einleitung weiterführender Veränderungen. Ohne eine konkrete Nennung von Zielen und der Spezifizierung von Erfolgsvariablen geben Wirksamkeitsaussagen aber oftmals ein unrealistisches Bild von der Höhe der Präventionseffekte.

- Als ein weiterer wesentlicher Erfolgsmoderator hat sich die Art der Präventionsstrategie herausgestellt. Universelle Maßnahmen, die Gesamtgruppen adressieren, weisen in der Regel geringere Effekte auf als gezielte Maßnahmen, die bei Risikogruppen eingesetzt werden. Dieser Befund ist relativ leicht mit Decken- oder Bodeneffekte zu erklären. In unausgelesenen Zielgruppen ist der Anteil von Personen relativ groß, die kaum zu verbessern sind oder Problemwerte aufweisen, die nicht weiter unterschritten werden können. Zugleich sprechen diese Ergebnisse nicht grundsätzlich gegen universelle Maßnahmen, die etwa dann, wenn Risikogruppen nicht genau spezifiziert werden können, oder Probleme der Stigmatisierung bei der Auswahl von Risikofällen auftreten, vorzuziehen sind.
- Besonders gut evaluierte Ansätze sind soziale Trainingsprogramme für Kinder und Jugendliche, Elterntrainingsprogramme, familienorientierte Frühinterventionen sowie schulbasierte Gewaltpräventionsprogramme. Bei den familienorientierten Frühinterventionen liegen auch einige sehr langfristige Follow-up-Untersuchungen vor, die substanzielle Effekte auf die Dissozialität bestätigen (Dekovic et al., 2011). Insgesamt erwiesen sich multimodale und langfristig angelegte Präventionskonzepte (d.h. Maßnahmen, die an unterschiedlichen Entwicklungsbereichen und wiederholt ansetzen) als günstiger als begrenzte Präventionsstrategien.
- Im Kontrast zu den nicht selten in der Praxis anzutreffenden Diskussionen, welches spezielle Präventionsprogramm nun das Beste sei, kann die Forschung Wirksamkeitsunterschiede konkurrierender Präventionsprogramme (z.B. unterschiedliche soziale Trainingsprogramme für Kinder) kaum bestätigen. Zwar sind direkte Vergleichsstudien sehr selten und oftmals lassen sich die verschiedenen Wirksamkeitsuntersuchungen auch nicht direkt vergleichen. Gleichwohl konnten zum Beispiel bei Elterntainingsprogrammen auf Basis von meta-analytischen Auswertungen gezeigt werden, dass zwischen den gut evaluierten Programmen keine nennenswerten Wirkungsunterschiede auftraten (Beelmann, Eisner & Schulz, in Bearbeitung). Dieser Befund deckt sich übrigens mit der Beobachtung, dass sich die Programmvarianten bei allen werbewirksamen Abgrenzungsversuchen durch die Programmautoren in

haltlich und interventionsmethodisch kaum unterscheiden (vgl. Beelmann & Raabe, 2007).

- Zahlreiche Befunde der letzten Jahre deuten darauf hin, dass Durchführungs- und Implementationsparameter mindestens einen ähnlich hohen Einfluss auf die Wirksamkeit haben wie die Inhalte oder die Art der Präventionsmaßnahme (vgl. Beelmann & Karing, 2014; Durlak & DuPre, 2008). Implementationsparameter betreffen vielfältige Durchführungsaspekte, wie etwa die Mitarbeit der Zielgruppe, die konzepttreue Umsetzung der Programme, das Engagement der Programm-Administratoren oder auch die politischen und finanziellen Rahmenbedingungen der Durchführung. Für die Implementation eines Präventionsprogramms in die Routineversorgung ist daher eine konkrete und umfassende Implementationsstrategie erforderlich, die als eine von der Entwicklung und Evaluation eines Programms unabhängige Aufgabe begriffen werden kann.

Literatur

Beelmann, A. (2014). Entwicklungsorientierte Kriminalprävention. In T. Bliessener, F. Lösel & G. Köhnken (Hrsg.), *Lehrbuch der Rechtspsychologie* (S. 106-125). Bern: Huber.

Beelmann, A. & Hercher, J. (2015). Wirksamkeit und Qualitätskriterien von Prävention und Intervention. In W. Melzer, D. Hermann, U. Sandfuchs, M. Schäfer, W. Schubarth & P. Daschner (Hrsg.), *Handbuch Aggression, Gewalt und Kriminalität bei Kindern und Jugendlichen* (S. 573-578). Bad Heilbrunn: Klinkhardt.

Beelmann, A. & Karing, C. (2014). Implementationsfaktoren und -prozesse in der Präventionsforschung: Strategien, Probleme, Ergebnisse, Perspektiven. *Psychologische Rundschau*, 65, 129-139. doi: 10.1026/0033-3042/a000215

Beelmann, A. & Raabe, T. (2009). The effects of preventing antisocial behavior and crime in childhood and adolescence. Results and implications of research reviews and meta-analyses. *European Journal of Developmental Science*, 3, 260-281.

Beelmann, A. & Raabe, T. (2007). *Dissoziales Verhalten bei Kindern und Jugendlichen. Erscheinungsformen, Entwicklung, Prävention und Intervention*. Göttingen: Hogrefe.

Deković, M., Slagt, M. I., Asscher, J. J., Boendermaker, L., Eichelsheim, V. I. & Prinzie, P. (2011). Effects on early prevention programs on adult criminal offending: A meta-analysis. *Clinical Psychology Review*, 31, 532-544.

Durlak, J. A. & DuPre, E. P. (2008). Implementation matters: A review of research on the influence of implementation on program outcomes and the factors affecting implementation. *American Journal of Community Psychology*, 41, 327-350.

Lösel, F. (2012). Entwicklungsbezogene Prävention von Gewalt und Kriminalität. Ansätze und Wirkungen. *Forensische Psychiatrie, Psychologie, Kriminologie*, 6, 71-84.

Schwind, H.-D. u.a. (Hrsg.). (1990). *Ursachen, Prävention und Kontrolle von Gewalt. Band I Endgutachten und Zwischengutachten der Arbeitsgruppen*. Berlin: Duncker & Humblot.

Welsh, B. C. & Farrington, D. P. (Eds.). (2012). *The Oxford Handbook of crime prevention*. New York: Oxford University Press.